

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

Der Viscount mußte diese Gedanken geahnt haben. Er unterbrach seine Geschichte:

„Denken Sie nicht, ich würde Ihnen die übliche Kampfschilderung vorsetzen. Ich will Ihnen, wie gesagt, nur ein typisches Beispiel unserer Verberberheit geben. Also, es war alles in schönster Ordnung. Die Artillerie funkte pünktlich von 6 Uhr bis 7/8 Uhr hinüber, und dann — die Stirnader schwoh dem Obersten an — dann, werden Sie denken, liefen die Fernsprechemeldungen beim Stab ein? — Nichts dergleichen geschah. Es wird 8 Uhr. Da klinge ich hinüber zum Stab des zweiten Bataillons. Der Adjutant murmelt etwas mit verschlafener Stimme von „Schriftlicher Befehl erst heute morgen gefunden“. Was aus dem ersten Bataillon geworden, wisse er nicht. Nichts Gutes ahnend, fahre ich mit dem Auto hinüber. . . Was glauben Sie, daß vorlag?“

„Ich habe natürlich keine Ahnung,“ versetzte Bongford.

„Ich schäme mich fast, es Ihnen zu erzählen, Kap't'n. Der schriftliche Befehl vom Abend war — nicht geöffnet worden!“

„Aber das ist doch ganz unmöglich!“ entfuhr es dem Jüngerem.

„Wohl Ihnen, wenn Sie noch so viel Disziplin in sich haben, daß Sie ein solches Vorkommnis unmöglich finden.“

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

„Kolonel, wenn Sie es nicht erzählen würden, — ich könnte es kaum glauben.“

„Ich will Ihnen auch die näheren Umstände nicht verschweigen. Der Bataillonskommandeur hatte für den Abend seine Offiziere zu einer Partie Bridge in seinen Unterstand geladen und Befehl gegeben, ihn nicht vor dem nächsten Morgen um 11 Uhr zu wecken.“

„Ja, aber der Bataillonsadjutant . . .“

„Sie haben eben noch Ehre im Leibe, Kap't'n; der Bataillonsadjutant hatte einfach mitgespielt. Er übertrug seine Vertretung einem Sergeanten und erteilte Aufträge, telephonische Befehle ihm sofort zu übermitteln, schriftliche Mitteilungen ans Bataillon aber ungedruckt liegen zu lassen. Dem Sergeanten kam nun der schriftliche Befehl vom Regiment doch etwas verdächtig vor. Als der Adjutant bei grauem Morgen in den Unterstand kam, gab er ihm gleich das Schriftstück. Jetzt wäre ja noch alles gut zu machen gewesen; der Adjutant jedoch legte sich schlafen und befahl, ihn um 7/8 Uhr zu wecken. Das geschah. Er klingelte den Bataillonskommandeur an. Der hatte natürlich nicht eingeschlafen, war sehr ungnädig, antwortete auf den Anruf: „Dringende dienstliche Meldung“ in rücksichtsloser Barschheit: „Erteile Ihnen den dienstlichen Befehl, mich schlafen

zu lassen!“ und hängte den Hörer wieder ein. . . Und mittlerweile hatte sich mein braves erstes Bataillon verblutet. Was noch lebt, befindet sich in deutschen Lazaretten oder Gefangenenlagern.“

„Und was geschah mit dem Bataillonskommandeur, wenn ich fragen darf? Ist er standrechtlich erschossen worden?“

„Ja, Kap't'n“ — der Oberst lachte bitter auf — „wir befinden uns doch im England des Jahres 1915. Vor hundert Jahren unter den Fahnen des Herzogs von Wellington oder vor zweihundert Jahren unter dem Herzog von Marlborough wäre solch ein leichtfertiger Offizier wohl standrechtlich behandelt worden, das heißt, ich glaube kaum, daß damals ein britischer Offizier eine so jammervoll-ehrergeressene Gesinnung an den Tag gelegt hätte. Aber heute —“ Er knurrte etwas Unverständliches. Was glauben Sie, daß der Herr die Dreistigkeit hatte, zu antworten, als ich ihn um Rechtfertigung als Vorgesetzter ersuchte? Was glauben Sie? . . . Ich hielt die Sache nicht für so wichtig, und in der Tat ist es doch auch gleichgültig, ob wir den Krieg fünf Minuten früher oder später gewinnen.“ Ich war sprachlos, erstattete schriftliche Meldung an die Brigade; die Sache nahm ihren weiteren Verlauf und — heute sitzt derselbe Herr im Stabe beim Armeesoberkommando. Ich habe den Namen bis jetzt nicht genannt, werde ihn auch nicht nennen, will Ihnen auch nur verraten, daß der Herr fünfundsiebzig Jahre alt ist und bereits den Rang eines Oberstleutnants bekleidet. Sein einziger Vorzug besteht darin, daß sein Vater ein Ministerportefeuille inne hat und als Kandidat für den künftigen Ministerpräsidentenstuhl gilt. . . Habe ich nun recht, daß unser Heerwesen an Haupt und Gliedern verderbt ist? Glauben Sie, daß bei unsern Gegnern, bei den Deutschen ein solcher Unfug möglich wäre? . . . Ich glaub's nicht! Dazu sind die Deutschen viel zu ernste Leute und der vielgeschmähte Militarismus ist ihnen zu wenig Spielzeug. In Deutschland entscheidet das Verdienst, bei uns die guten Beziehungen!“

Bongford erwiderte befänstigend:

„Aber, Kolonel, das ist schließlich ein Einzelfall, den wir wohl nicht verallgemeinern dürfen.“

Der Viscount lehnte sich an das zwecklose Tischchen und sah sein Gegenüber zusehend an.

„Kap't'n, der Fall mag besonders schreckenerregend sein; aber ähnliche Jämmerlichkeiten könnte ich Ihnen allein aus meiner Fronterfahrung ein paar Dutzend aufzählen. Sind Ihnen denn nicht auch Fälle von Pflichtverletzung bekannt, die ihren Grund einzig in der Spielerei der Offiziere und nicht minder häufig des durch schlechtes Beispiel verführten Mannschaften haben?“

Bongford dachte nach. Er mußte dem Oberst unbedingt Bescheid tun, und so erzählte er:

„Das Spiellaster scheint hier in London auch schlimm zu wüten. Ich habe gestern Abend im „Army and Navy“, wo mich Lord Southcliffe einfuhrte — der Viscount horchte

beim Klänge dieses wohlbekannten Namens auf — geradezu Aufsehen erregt, als ich es ablehnte, mich am Spiel zu beteiligen. Ich spiele nämlich grundsätzlich nicht . . . Auch bei unserm Regiment hat sich übrigens einmal ein betrüblicher Fall infolge der ungeligen Spielleidenschaft ereignet . . . Eine Aufklärungspatrouille von fünf Mann setzte sich in ein Gehölz und fing dort, zwanzig Meter vorn Feind, zu würfeln an. Sie wurde von den Deutschen überrascht; ein Handgemenge entspann sich, und als wir später an die Stelle kamen, fanden wir nur die Leichen . . . Der Würfelbecher lag neben ihnen.“

Der Viscount nickte.

„Unerhört!“ murmelte er. „Unerhört!“

Er nahm sich einen Stuhl und rückte näher an Longford. Das nahe Glockenspiel verkündete, daß abermals eine Viertelstunde ins Meer der Ewigkeit gesunken war.

„Sie nannten soeben Lord Southriffs Namen? Kennen Sie den Lord näher?“ begann der Oberst nach kurzer Pause das Gespräch wieder.

„Ich bin in seinem Hause abgestiegen,“ erwiderte Longford, froh, sich gleichsam als zur allerersten Gesellschaft gehörig ausweisen zu können.

„Ja, ja,“ bemerkte der andere ernst, „Ihre Fluchtabenteuer öffnen Ihnen Tür und Tor in diesem Kapua.“

Der Diener streckte wieder den Kopf herein und seine Stimme klang roh und kreischend:

„Colonel Viscount Branch . . . Excellenz läßt bitten . . . Zimmer 105!“

Mapp! Die Tür flog wieder ins Schloß.

Der Oberst erhob sich ohne übermäßige Eile.

„Es ist schade, daß wir das Gespräch abbrechen müssen. Ich bitte, es nicht als gesellschaftliche Höflichkeitsform aufzufassen, wenn ich versichere, daß es mir eine Freude war, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich würde Sie gerne ausfordern, mir demnächst in meinem Heim das Vergnügen zu machen, wenn nicht ein Mißgeschick meine Familie betroffen hätte.“

Der Hauptmann verneigte sich und ergriff die dargebotene Rechte mit warmem Händedruck.

„Ich habe schon durch Lady Southriffe von dem entsetzlichen Unfall Ihrer Frau Gemahlin vernommen und bitte Sie, die Versicherung genehmigen zu wollen, daß ich nicht weniger empört darüber bin wie Sie, Herr Oberst. Ich hoffe aber, daß die Kunst der Ärzte noch das Schlimmste von Ihrem Hause abzuwenden vermag.“

Der Viscount senkte traurig das Haupt. Seine Stimme klang bewegt.

„Die Hoffnung ist leider, leider trügerisch.“ Er raffte sich auf. „Aber wenn es Sie nicht stört, in ein Haus der Trauer zu kommen, so gehen Sie bitte an meiner Tür nicht vorüber! Ich werde mich auf jeden Fall freuen, wenn Sie mir die Ehre erweisen.“

Dann ging er in straffer, soldatischer Haltung zur Tür hinaus.

### 5. Kapitel.

#### Der Minister.

Der junge Offizier blickte mitteilidig hinter Viscount Branch drein.

Aber er hatte keine Zeit, barmherzigen Gefühlen nachzuhängen; Gedanken an andere mußte er abschütteln.

Seine eigene Lage beschäftigte ihn wieder.

Er schritt nachdenklich im Zimmer auf und nieder. Bis zu dieser Stunde konnte er mit seiner Sendung wohl zufrieden sein. Ein fast höhnisches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel.

Es ist doch gut, wenn man für sich selber ein wenig Borsehung spielt.

Mit der Gastfreundschaft des Lords Southriffe und der persönlichen Bekanntschaft des Viscounts Branch mußte auch dann etwas gewonnen sein, falls wider Erwarten sein Vorhaben hier im Kriegsamt scheitern sollte.

Auch der Journalist und halbverrückte Dichter Atterley konnte ihm unter Umständen nützen.

Er setzte sich aufs Sofa, sein schmerztes Wein vorsichtig ausstreckend.

Es war wirklich alles nach Wunsch gegangen, ja besser noch, als er sich's hätte wünschen können. Er wollte diesen Anstakt für eine günstige Vorbedeutung nehmen.

Unwillkürlich fiel ihm da die geheimnisvolle Warnung

Atterleys wieder ein: „Sehen Sie sich nie mit Lord Southriffe an den Spieltisch und lassen Sie sich nie, nie, nie von Lady Edith die Wohnung zeigen!“ Zu lächerlich! Und diese urdrollige Zusammenstellung! Er mußte doch einmal in den „Literature Klub“ gehen und den Journalisten zum Neben bringen, was er mit der sonderbaren Rätselwarnung gemeint . . . Wollte ihn Lord Southriffe wirklich für seine politischen Zwecke ausnützen und dachte er in der Tat, ihn durch den Spieltisch beeinflussen zu können? . . . Unverständlich! . . . Immerhin glaubte er, sich entfallen zu können, daß der Zeitungskönig gestern abend im Klub seine Enttäuschung schwer verbarg, als er erklärte, er spiele grundsätzlich nicht . . . Und Lady Edith? . . . Offenbar war doch von ihr die ganze Einladung ausgegangen. Er war der Held des Tages . . . warum sollte sie, die verwöhnte Tochter des Lords Southriffe, es sich nicht leisten können, den Helden für ein paar Stunden allein mit Beschlag zu belegen? Die Damen der Londoner vornehmen Kreise hatten oft noch wunderlichere Einfälle. . . . Hatten sie nicht einmal einen Märitinnenklub gegründet, wo nur diejenige Aufnahme fand, die mindestens durch eine Narrheit Aufsehen erregt hatte? . . . Ediths stark sinnliche Natur mochte es vielleicht ungeschmeicheln, mit ihm, den die Zeitungen zu einem abenteuerreichen modernen Odysseus gestempelt hatten, an einem Tische zu sitzen und zu plaudern. Warum sollte sie sich eine so harmlose Tändelei versagen? Und er? Warum nicht gar?! Wenn man ein Jahr lang wie ein Mönch gelebt und als einziges weibliches Wesen eine obendrein schon etwas angejahrte Krankenschwester zu Gesicht bekommen hat, dann wird man doch nicht an einer seltenen Frucht achtlos vorbeigehen?! . . . Er sollte sich nicht die Wohnung zeigen lassen? Berrückt! Dieser junge Dichter war eben wirklich ein bißchen überpannt wie alle Dichter. Vielleicht hatte Edith recht mit ihrem Hohn: Er kopierte Oskar Wilde . . . Nun, er wollte ihm schon auf den Zahn fühlen, was es mit dem Hause Southriffe für eine Bewandnis habe.

Das Glockenspiel unterbrach seine Gedanken. 1/12 Uhr. . . . Nun wartete er bereits über eine Stunde. Es war fraglich, ob ihn der Minister überhaupt heute noch empfangen werde.

Seine Flüge strafften sich wieder. Wie töricht, hier im Wartezimmer des Kriegsammtes sich mit so kindlichen Unwichtigkeiten zu beschäftigen! Was kümmerten ihn die Geheimnisse des Hauses Southriffe und seine Beziehungen zu James Atterley? Er mußte sich doch jetzt ernstlich überlegen, wie er überhaupt dem Minister vor Augen treten sollte. Was wollte er denn alles zu seinen Gunsten vorbringen? Ob man den Kanadier Longford so gerne in den Stab des Londoner Kriegsammtes aufnahm? . . . Er mußte möglichst knapp und möglichst scharfstreffend sein Besuch begründen. Das klügste wäre wohl — dummes Zeug! Er war doch kein Schuljunge, der fünf Minuten vor Unterrichtsbeginn seine Hausaufgabe auswendig lernte. Das Auswendiglernen hatte seine Schattenzeiten. Es konnte irgendein unvorhergesehene Zufall eintreten und dann war das großartigste Konzept verdorben. Nein, man mußte sich auf den Augenblick und seine Umgebung verlassen. Er würde schon das rechte Wort finden.

Und seine Gedanken belamen Flügel und wanderten zu Lady Ediths schönen Händen. Immerfort hatte er diese wunderfeinen Gebilde verfolgt. Gestern abend beim Diner hätte er sich beinahe ein zweites Mal verraten und diesmal obendrein vor den Gästen. Ein zwingender Zauber ging von diesen Frauenhänden aus. Er saß zur Rechten der Lady und schon hatte er sich abermals über die weißen Finger mit lechzendem Munde gebeugt; da riß er sich selbst umgestüm zurück und sagte, als ob nichts geschehen wäre:

„Welch seltsamen Schlangenring Sie hier am Finger tragen, Mylady!“

Und niemand unter den Gästen, selbst Lord Southriffe nicht, ahnte, welche Torheit diese harmlosen Worte bemäntelten.

Nur aus Ladys Niraugen traf ihn ein forschender Strahl und es erweckte in ihm ein prickelndes Gefühl, daß sie und ihn nun sozusagen vor all den Gästen ein Geheimnis verband.

Sonst aber war die Mahlzeit zum Sterben langweilig. Jeder der Herren gab seine politischen Anschauungen zum besten und die Damen ließen sich bis zum Erbreechen seine Geschichten erzählen; dabei sahen sie ihn lästern an, etwa

wie blästerte Frauen im Jircus einen Ringkämpfer betrachten, der seine Muskeln spielen läßt. Das widerte ihn an, und er ärgerte sich, daß er wohl auch für Lady Edith nicht mehr bedeutete.

Nach neun Uhr war er dann mit dem Vord nach Ball Mall in den „Army and Navy Club“ gefahren. Er wurde einer großen Anzahl von Herren vorgestellt, Angehörigen des Adels, der Regierung, der Hochfinanz, der Marine und des Heeres. Doch zog ihn niemand in ein längeres Gespräch. Und er selbst fühlte sich zu abgespannt von des Tages Eindrücken und Anstrengungen, um auf die Eroberung persönlicher Bekanntschaften auszugehen. Er vermochte auch keine Brücke zwischen den Gesprächsstoffen dieser Leute und seinen eigenen Gedanken zu finden. Gewiß, es wurde auch von Politik geredet, aber in einem Tone, der eine verzweifelte Nihilistik mit der Sprache vom grünen Rasen hatte. Der Krieg schien das Pferd zu sein, auf das die Herren setzten, und je nach der Zeit, für die man das Ende des Rennens voraussah, waren die Einsätze und Gewinnansichten höher oder niedriger.

(Fortsetzung folgt.)

### Liebe.

Von Alfred Polgar.

Der Landsturmann Matthias hatte fünfzehn Eier erbeutet. Vier davon verschlang er auf der Stelle und ließ nur ungenügend die Kalkschalen stehen. Das fünfte Ei war faul, und als er es roch und schmeckte, wurde dem Matthias übel. Er konnte kein Ei mehr herunterbringen. Er bekam einen wilden Wahn gegen Eier.

Das besserte sich auch die folgenden Tage nicht.

Der Landsturmann Matthias hatte nun zehn Eier, mit denen er nichts anzufangen wußte.

Er beschloß, sie zu verschenken.

Ja, aber wem?

Von den Kameraden gönnte er keinem die schöne Kostaufbesserung. Hatte er denn überhaupt „Kameraden“? Nur Arbeits- und Zimmergenossen. Matthias war ein mährischer Einjam. Er dachte niemals über sein Leben nach. Er senkte seinen Kopf unteres Joch und trabte dahin. Ohne Resignation, aber auch ohne Trost. Er war eine aufgezogene Maschine, die, geschmiert und geheizt, ihre Arbeit tat. Wenn er zu essen und eine Handvoll Knäuel hatte, war das Dasein für ihn ohne Probleme.

Wöllich stand eines vor ihm.

Matthias dachte, man könnte wohl die zehn Eier nach Hause schicken.

Vielleicht dem Vater? Aber der hätte die Eier der Stiefmutter gegeben, und der gönnte Matthias nichts Gutes.

Also dem Franz, dem Partner zahlloser Sechsindeckszig-Partien im Synapsladen? Nein, der hatte ihn das letztemal beim Kartenspiel beschwindelt.

Aber jetzt war auch der Matthias mit seinem Vorrat an menschlichen Beziehungen schon fertig. Die Hermine, die Mörstelträgerin, die er einmal in Weinlaune irgendwohin geschickt, und die mit einer Ohrfeige geantwortet hatte, kam nicht in Betracht. Und die Luise, die bei gleicher Annäherung, nicht mit einer Ohrfeige geantwortet hatte, ging mit seinem Todfeind, dem Hausknecht. Mit der war er fertig. Die anderen Frauen, die sonst in Matthias Leben ihre einfache Rolle spielten, waren schon längst in der Großstadt, unbekannt wo.

Matthias dachte angestrengt nach, wem er nun doch die zehn Eier schicken könnte. Und als ihm keiner und keine einfiel, wurde er traurig. Er wußte selbst nicht, warum. Es war das erstemal, daß so ein kaltes, graues Gefühl ihn zwischen die Rippen kroch.

Nach dem Papstreich machte der Landsturmann Matthias aus den zehn Eiern ein Postpaket. So sah er nur konnte. Eine Pappschachtel mit Papierstreifen auswatert und mit Spagatatur umwunden. Dann schrieb er den Inhalt des Pakets auf dessen Außenseite und den Namen des Absenders. Aber Adresse wußte er noch keine.

Nachts schlief er unruhig. Er träumte, daß er im Sarge läge, unter der Erde, und neben ihm sein Paket mit den 10 Eiern. Die hatte man mit ihm begraben.

Dann wachte er auf, und es war ihm, als wisse er jetzt schon, wem er seinen Reichtum senden sollte, und habe nur den Namen vergessen.

Und wie er so grübelte, fiel ihm Wöllich ein Name ein: Anna Memner. Mehr nicht. Nur der Name, der bloße Name, daß er ihn immer auf dem Papierhandlungsschild gelesen, wenn er zur Arbeit am Bau gegangen war, dessen entsann sich Matthias nicht. Er fand keinen menschlichen Jubel für das leere Wort. Er dachte: weiß Gott, wie lange es her ist, daß ich mich so gar nicht mehr erinnere, wer sie gewesen und wie sie ausgesehen hat!

Aber der Mensch muß eine Sehnsucht haben. Und wenn er gar keine hat, so hat er doch mindestens eine nach der Sehnsucht. Also schrieb er „Anna Memner“ auf das Paket. Dann

er es zur Post. Und hatte ein warmes, gutes, freundliches Gefühl im Magen, als hätte er Stimwort getrunken.

Nach drei Wochen kam das Paket zurück. „Adressatin gestorben“.

In diesem Tage rührte Matthias seine Menage nicht an. „Was hast denn?“ fragten die alten Landstürmer, „ist dir wer gestorben?“ Er nickte: ja. Da drückten sie ihm die Hand.

In der Nacht beschwerten sich die Zimmergenossen über den Gestank in der Stube. Matthias nahm die Schachtel und trug er es zur Post. Und hatte ein warmes, gutes, freundliches Gefühl. Eine kleine Grube aus und verlenkte das Paket mit den Eiern, schüttete Erde darüber, stampfte sie fest.

Dann — er wußte nicht, warum er das eigentlich tue — schleppte er einen großen Stein her und legte ihn über den Fleck, wo die Schachtel begraben war.

Und blieb noch eine Weile stehen, die Kappe zwischen den Fäusten.

Es war fast so, wie stummes Gebet an einem Grabe.

Am andern Tage schrieb der Matthias der Luise doch eine Ansichtskarte.

### Der Palmesel im Volksmunde.

Zum Palmsonntag, 24. März.

Jahrhunderte hindurch ist bei der Palmsonntagsfeier der Einzug des Heilands in Jerusalem auf einer Eselin dargestellt worden. Heute sind diese Palmeselprozessionen so gut wie ausgestorben, und die Palmesel werden an vielen Orten noch in Sammlungen gezeigt. In der Sprache aber ist der Palmesel noch lebendig; zahlreiche Sprichwörter und Redewendungen finden sich heute noch in vielen Landschaften als sprachlicher Niederschlag des Palmeselbrauchs und zeigen, wie allgemein verbreitet dieser vormals war. Der Zusammenhang mit der Palmsonntagsfeier ist oft noch gewahrt; wer zuletzt mit seiner Palmkranz aus der Kirche kommt, wird an vielen Orten mit dem Namen eines Palmesels belegt; im Unterinnere erhalt jemand, dem keine Palmkranz auf dem Heimwege zu schwer wird, diesen Namen, und in Oberschwaben verankerten die Kinder am Palmsonntage nach der kirchlichen Feier eine Art Bettlauf mit hohen Palmen. Wer dabei am schlechtesten abschneidet, heißt Palmesel und behält diesen Namen, bis ihn am nächsten Palmsonntag ein anderer auf gleiche Weise bekommt. Im Elsaß wird der, der am Palmsonntag als letzter die Kirche verläßt, Palmesel genannt, und im argentinischen Fricchale wird der Besizer des größten Palmens nicht nur Palmkönig, sondern auch Palmesel geheißen. Gleichfalls als gefundenes Schimpfwort, allein ohne Zusammenhang mit der Festfeier, findet sich der Palmesel in vielen Landschaften, so in Tirol, in Salzburg, auf der schwedischen Ab, im Elsaß, in Oesterreich als Spottname für den, der am längsten im Bett liegen bleibt; in Wien — so geht aus der schönen Studie Richard von Streles über den Palmesel hervor — wird dieses Wort fast im gleichen Sinne wie Pfingstloch für einen übermäßig gepuzten Menschen, einen Prozen, einen Hochkittigen, gebraucht, selbstverständlich für beide Geschlechter. In seinen Wäldern aus dem oberösterreichischen Volksleben wendet Purtschka das Wort Palmesel in diesem Sinne an:

Was hast ins denn zubracht? Dö waar Fegen Gwand,  
Dös t' anghast hast, aufputz i kein'n Holztag,  
Us wuar a Palmesel!

Gang Antich kennt der Schwabe für einen Menschen, der dumm und hochmütig zugleich aussieht, die Redewendung, er mache ein Gesicht wie ein Palmesel. Vormals war Palmesel an vielen Orten auch ein Schimpfwort für einen groben, ungeschickten Menschen; dies hat sich an manchen Orten, in Wänten und im Elsaß beispielsweise, erhalten. Von dem kirchlichen Brauche der Palmeselprozession abgesehen finden sich manchen Ortes noch der Palmesel als Vergleichsgegenstand: die einmalige Anwendung des Palmesels im Jahre ist hierbei das Gemeinsame. Schon Abraham Santa a Clara sagt: „Die Nachkommen und der Palmesel kommen jährlich nur einmal ans Licht“. Im gleichen Sinne führt Wauer in seinem Sprichwörterlexikon die Redewendung an: „Er ist ein Bagant wie der Palmesel, der sich alle Jahre einmal sehen läßt“; ebenso kennt er die Redensart: „Mit dem Palmesel ein Privilegium haben“, die auf einen Menschen angewandt wird, der sich nur sehr selten in der Kirche blicken läßt. Der „Mösterspiegel“ schreibt in gleicher Bedeutung: „Er hat's wie der Palmesel und Firskast: er läßt sich das Jahr nur einmal sehen in der Kirche.“ Es gibt auch einige volkstümliche Rätsel, die den Palmesel zum Gegenstand haben. Was ist das: „er dient Gott, tat keine Sünde und ist doch nicht selig geworden!“ oder: „Ohne Sünde geboren, ohne Sünde gestorben und doch nicht selig geworden.“ Sichtlich sind noch einige Redewendungen angeführt, die auf den Esel anspielen, ihn aber nicht nennen. Abraham a Santa Clara sagt von einem Dummkopfe: „Sein größtes Fest ist am Palmsonntag.“ In Illereichen gibt es einen scherzhaften Gruß, durch den der andere als Esel bezeichnet wird, ohne daß man es ihm gerade heraus sagt; man grüßt ganz harmlos: „I wünsch dir Glück!“ Auf die Gegenfrage: „Ja warum?“ lautet die Erklärung: „Sa wösch dem net, daß heut der Palmeseltag isch?“

### Nächtlicher Anmarsch.

Von Bizafeldweibel Walter Feusen.

Sch taste mir mühsam mit Kameraden den nächtlichen Weg.  
Auf schwarzem Ross ein grauer Reiter tragt an uns vorbei  
im Dunkel.

Jeder hat den Reiter gesehen. Jeder drückt Gleiches: Das war  
nicht „Einer von vielen“, doch „Einer“ war's! — — — — — Wer?  
— — — — — Ein Symbol? Welches?

Voraus dort im Wäldchen, das wir durchqueren müssen, bersten  
Granaten. Sie suchen eine Haubitz-Batterie.

Wir warten. (Das dauert nie lang!) — — — — — Was ist der Durch-  
gang frei. Weiter, Kameraden!

Nun um die Biegung! — — — — — Halt! — — — — — Da liegt etwas! —  
Schwarzes Ross — — — — —  
Grauer Reiter — — — — —

Deutsche Not! Deutsche Not! — — — — —  
— — — — —

### Kameraden, wacht!

Von Bizafeldweibel Walter Feusen.

Wünsche weben,  
Wünsche waffen,  
Wünsche wirbeln in uns hoch  
Und zermartern uns die Sinne  
Von des Tages Anbeginne  
Bis zur schlummerlosen Nacht.

Kameraden, wacht!  
Seht da vor euch diese Gräben,  
Die vom Horizont sich heben,  
Voller Feinde,  
Die auf eure Schwäche lauern!

Laßt das Trauern!  
Gewehr zur Hand!  
Fort die Wünsche!  
Fort!

Seht: sie stinken!  
Seht: sie fliehen auseinander  
Und entschweben!

Und die Faust krallt das Gewehr.

### Büchertisch.

— Das Brausen der Berge, Roman von Emil  
Luda, Verlag von Ullstein & Co., Berlin. In der Einsamkeit der  
Hohen Berge, unter den zerklüfteten Felsen und Fichten, bei dem  
See, der schwarzgrün droben liegt, haust mit seinen Tieren Bett  
Bodenauer, der Hütelub. Als er seine Heimat lassen muß, als er  
zum Militärdienst geholt wird, da ist ihm namenlos schwer ums  
Herz. Eine andere Gestalt überragt ihn, erst und groß in ihrer  
Schönheit, bürgerlich unbeholfenen Kraft. Anton Bruckner, des  
glaubeztiefe Schöpfer seiner Symphonien und Messen, ist das  
Arbeits des Dorforganisten Johannes Kapriener, den Luda als  
neugierig bestaunten Fremdling in das Musikleben der österreichischen  
Hauptstadt eintreten läßt. Bärlisch geehrt von wenigen Freunden,  
heruntergerissen von den Meinungsmachern des Tages, die um  
ihre Autorität besorgt sind, mißbraucht von Salonladies, verhöhnt  
und verflochten, erfährt Kapriener an sich die Tragödie des der  
Welt allezeit unvollkommenen Genies. Hund geworden, kehrt er  
zurück in den Frieden seines Bergtals; und ihn führt das getoeste  
Schicksal und begnadigte Totenschläger Wolf Bodenauer, ein armes, vom  
Schicksal herumgeschobenes Menschenkind, das jetzt unsicher schreitend  
den Dem der geliebten Erde in sich eintrinkt. Dieses starke  
Finale tönt mit den Motiven des Vorspiels erklingend zusammen.  
In der Mitte stehen die Großstadtkapitel, satirisch in ihrer Zeich-  
nung des eiteln, ohnmächtigen, betriebam des Kunst zum Vorwand  
nehmenden Selbstentums und durch ihre pessimistische Dichtung zur  
fast visionären Selbstüberhebung erhoben.

— Cupidion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, heraus-  
gegeben von Josef Nadler und August Sauer. XIII. Band,  
Erstes Heft. Leipzig und Wien 1917. Verlag Carl Fromme,  
7,20 K. — 6 M. — Nach einer längeren durch den Weltkrieg  
veranlaßten Stockung beginnt die Zeitschrift wieder einen neuen  
Band. Er wird eröffnet durch einen zeitgemäßen Aufsatz des vor-  
kurzen verstorbenen Hamburger Dichters Adolf Wohlwill:  
Deutschland, der Islam und die Türkei. Adolf Schöffer in  
Jena handelt ausführlich über den Familienroman Grimms  
hausens. W. H. Kober in Berlin setzt seine Untersuchungen über  
Brocchius von Compiègne (1609—1690) fort. Wolfram Zuehlke  
in Halle ergänzt seine älteren Nachweise von Shakespeares Jugend-  
gedichten durch einen neuen Fund. Kurt Henschel in Dresden  
versucht eine neue Datierung und Erklärung des Obeliskens  
Jugendgedichtes „Walde seh ich Reden wieder“. Hermann Baum-  
gart in Königsberg nimmt Stellung in dem Streit über Schillers

Jugendgedicht „Meine Blumen“. Paul Hoffmann in Frankfurt  
a. d. O. liefert neue Textbeiträge zu den Diefen Heinrich von  
Kleist, während Edmund Goetze in Dresden zwei bisher unge-  
druckte Briefe Zimmermanns mitteilt, welche Heinrich Grubinski in  
Brag sachkundig erläutert. Ein unbekannter Brief Zacharias Werner  
wird von Hans Günther in Leipzig veröffentlicht. Kleinere  
Mitteilungen und zahlreiche Rezensionen schließen das Heft ab.  
Die Fortsetzung des Bandes befindet sich in Vorbereitung.

### Siegener Hausfrauen-Verein.

#### Kochanweisungen.

**Klöße von Kaninchenleber.** Die Leber wird gesäubert,  
abgehäutet, fein gehackt und woch, wenn man will, durch ein Sieb  
erfäß, wenn man ihn hat, etwas geriebene Mustatnuß, etwas ge-  
riebene Zwiebel oder gehackten Porree, die man, wenn irgend  
möglich, in etwas Fett geknort hat, etwas, Salz, etwas Pfeffer-  
erlag, wenn man sie hat, etwas geriebene Mustatnuß, etwas ge-  
stohenes, gesiebtes Brot und etwas Mehl, so daß der Teig gut zu-  
sammenhält. Man rührt mit einem Backstößel, den man jedesmal  
wieder in das kochende Wasser taucht, längliche Klöße ab, legt  
sie in siedendes, gesalzenes Wasser und läßt sie 10 bis 12 Minuten  
kochen, um sie auf erwärmter Schüssel anzurichten oder in die  
heiße Kartoffelsuppe (oder eine Gemüsesuppe) einzulegen.

**Kaninchen-Frikko.** Das Fleisch eines sauber zubereite-  
ten Kaninchens wird von den Knochen gelöst, beliebig viele  
Kartoffeln werden geschält und roh in Scheiben geschnitten. In  
einem eisernen Topf zerläßt man das Fett des Kaninchens, gibt  
hierauf eine Lage Kartoffeln, streut Salz und Pfeffer darauf, damit  
eine Lage dünn geschnittener Zwiebeln, dann das Fleisch, salzt, pfeffert  
und gibt drei gehobene Wacholderbeeren daran. Darüber  
kommen wieder Zwiebeln und Kartoffeln. Obenauf legt man ein  
paar Fettstückchen oder besser Speckstückchen, gießt zwei Tassen  
Würfelsuppe darüber und läßt das Gericht bei kleinem Feuer  
schmoren.

**Kriegsnudeln.** Gekochte, geschälte, noch möglichst heiße  
Kartoffeln bestreicht man mit etwas Salz und geriebenen Zwiebeln,  
man kann aber auch geröstetes Brot nehmen (abseits auf die  
Herdplatte legen) und treibt die Masse durch die Fleischmaschine.  
Man wird bald erkennen, wieviel Teile Brot oder Zwiebeln  
und Kartoffeln man nehmen muß, damit schöne, haltbare Nudeln  
aus der Maschine kommen. Man legt ein Backbrett oder dergleichen  
darunter, so daß die Nudeln gleich zum Trocknen darauf liegen  
bleiben können. Von Nudeln werden diese Art Nudeln ganz  
gegessen, wenn sie mit etwas gesalzener und gewürzter Milch,  
die kochend darüber gegossen wird, bereitet werden. Für Suppene  
bereitet man sie in Brühe oder Gemüsesuppe. Es ist empfehlenswert,  
sich von solchen Nudeln, soweit es die Proportion zuläßt, einigey  
Vorrat zu bereiten.

**Wurmpudding.** Man kann dazu gekochte Kartoffelsuppe  
verwenden, die durch die Presse gedrückt werden. Haut- oder  
Leberausatz wird von dem Darm befreit und in kleine Würfel  
geschnitten. Die Kartoffelmasse mischt man mit sehr wenig Butter  
(aus einem Butterwürfel bereitet), etwas Salz, etwas Mehl oder  
gestohenen, altbackenen Brot, zuletzt gibt man die Würfel dazuo-  
schen, verrührt alles, schmeckt ab, kann, wenn man will, mit sehr  
wenig gehacktem Schnittlauch oder etwas Majorantraut würzen,  
gibt die Masse in eine mit etwas Fett ausgeglichene Backform  
oder Puddingform und läßt die Speise im Ofen backen oder im  
siedenden Wasserbade kochen. Man kann auch die Mischung, wenn  
man nur Backen oder Kochen in Formen absehen will, in einem  
kleinen Schmortopf oder auf der Pfanne in etwas zerlassenem  
Fett unter vorsichtigem Rühren durchschmoren. Das Gericht muß  
sehr heiß und mit gut schließendem Deckel bedeckt aufgetragen  
werden.

### Rätsel.

- |            |               |
|------------|---------------|
|            | Rudolstadt,   |
|            | Eisenburg,    |
|            | Altona,       |
| Essen,     | Emden,        |
| Idstein,   | Goslar,       |
| Erfurt,    | Hannover,     |
| Lehrn,     | Idar,         |
| Darmstadt, | Erlangen,     |
| Bildau,    | Königsberg,   |
| Naumburg,  | Inqolstadt,   |
| Elbing,    | Sabnis,       |
|            | Ludwigshafen, |
|            | Nürnberg.     |

Vorstehende Städtenamen sind so untereinanderzusehen, daß  
ihre Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die seitige  
Parole eines jeden Deutschen ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Gleichfalls in voriger Nummer:  
Mangel.